

Karl Bröger

Drei Zugänge gibt es, die zum Verständnis Karl Brögers – seiner Persönlichkeit, seines Lebensweges, seines Werkes – führen können. Zugänge über reale, von außen her wirksam gewordene Kräfte, die sich mit den inneren Anlagen – einer sensiblen Empfindungsfähigkeit und einem Drang nach dichterischem Ausdruck zumal – verbanden, diese formten und zur Entfaltung brachten.

Da sind Herkunft und Jugend. Der Vater: Schuhmacher, ländlicher Abstammung, in die Großstadt Nürnberg verschlagen, Hilfsarbeiter in einer Maschinenfabrik. Die Mutter: Bortenwirkerin, verarmtem Kleinbürgertum entstammend. Karl Bröger selbst, am 10. März 1886 geboren, das älteste von neun Kindern, von denen sechs im Säuglings- oder Kindesalter sterben. Eine Freistelle an einer Realschule soll es dem Jungen, dessen Begabung aufgefallen ist, ermöglichen, aus der Armut und Trübnis des Elternhauses hinauszuwachsen. Aber die Anpassung mißlingt gründlich. Er selbst bekennt: „Mein Verstand schlug für die nächsten Jahre buchstäblich meinen Charakter tot“. Störrisch selbstbewußter Eigenwille und, wie er wiederum selbst sagt, „sittliche Verworrenheit“ lassen ihn die Freistelle verlieren und einem Jahrzehnt voll Not und Ungewißheit entgegengehen. Brögers autobiographischer Roman „Der Held im Schatten“ (1919) stellt diese Jahre dar. Berufliches Suchen läßt ihn nach mancherlei Tätigkeiten – die Spanne reicht vom Kaufmannslehrling bis zum Bauarbeiter – 1910 zum Journalismus finden. Im gleichen Jahr erscheinen im Oktoberheft der „Süddeutschen Monatshefte“ dreizehn „Gedichte eines Fabrikarbeiters“, die bei allem Mangel an Eigenart und Reife eben doch angesichts der Herkunft und Entwicklung ihres Autors Interesse verdienen durften und auch fanden. Der Münchner Literarhistoriker Franz Muncker, auf Bröger aufmerksam gemacht, steuerte sowohl dieser ersten, von ihm getroffenen Auswahl, als auch zwei Jahre später den „Gedichten“, Brögers erster selbständig erscheinender Sammlung, ein Dichter und Texte empfehlendes Vorwort bei. 1912 gründet Bröger eine Familie, 1913 tritt er in die Kulteredaktion der „Fränkischen Tagespost“ ein. Berufliches und familiäres Fußfassen liegen mit dem Durchbruch zum beachteten Autor dicht beisammen.

Die eben erwähnte „Fränkische Tagespost“ kann uns als Stichwort für den zweiten Zugang dienen. Es handelt sich um eine profiliert sozialdemokratische Zeitung, die vor dem Inkrafttreten des Bismarckschen Sozialistengesetzes (1878) noch „Nürnberg-Fürther Social-Demokrat“ geheißen hat, aus dem 1871 erscheinenden „Fürther Demokratischen Wochenblatt“ hervorgehend, in die Frühzeit der Nürnberger Arbeiterbewegung zurückreichend. Die politische Aktivität der Nürnberger Arbeiterschaft läßt sich zwar bis in die Jahre 1848/49 zurückverfolgen, entscheidenden Aufschwung nimmt sie aber erst seit dem von August Bebel 1868 nach Nürnberg einberufenen 5. Vereinstag der deutschen Arbeitervereine, bei dem sich das Proletariat aus der Liaison mit der bürgerlichen Fortschrittspartei löst und den Anschluß an die Internationale Arbeiterassoziation beschließt. Seit 1881 im Reichstag, seit 1893 im bayerischen Landtag vertreten, beschicken die Nürnberger Sozialdemokraten 1908 erstmalig auch mit zehn Abgeordneten das Kollegium der Gemeindebevoll-



Foto: Schmidt-Nürnberg

mächtigten in ihrer Stadt. Im gleichen oder darauffolgenden Jahr findet Karl Bröger Anschluß an die Arbeiterbewegung seiner Vaterstadt. Es war für ihn, der sich in selbstherrlichem Individualismus gegen seine Umwelt zu behaupten gelernt hatte, kein leichter und schon gar nicht ein selbstverständlicher Schritt. Das Erlebnis einer Streikversammlung, die die Entlassung eines Arbeitskollegen verhinderte, öffnete Bröger die Augen für die Macht gemeinschaftlichen Handelns.

Neben der Sozialdemokratie ist es die Jugendbewegung, der Bröger als Autor und Vortragender während der Weimarer Republik seine ganze Aktivität schenken wird. Der (ungenannt bleibende) Herausgeber der 1924 im Arbeiterjugend-Verlag Berlin erscheinenden Auswahl Brögerscher Gedichte mit dem Titel „Der blühende Hammer“ erinnert sich in seiner Einleitung: „Auf der frischgemähten Rasenfläche des Tiefurther Parkes tanzte die Arbeiterjugend.. Eine kleine Schar, saßen wir unter einem Baumriesen. Karl Bröger sprach Gedichte, schlicht und gänzlich frei von fuchtelnder Pathetik. Ich sehe noch heute im Geist die zierliche, behende Gestalt mit den hageren Gesichtszügen und

den beweglichen, mit festen Blicken fassenden Augen. Und höre auch noch immer die ernste, sachliche Stimme". Jenseits aller ideologischen Verschiedenartigkeit geht es bei allen Zweigen der Jugendbewegung um eine idealistisch-neue, aus dem Geist der Gemeinschaft und aus einer natürlichen, aufrichtigen Lebenshaltung erwachsende Form des menschlichen Zusammenlebens. Daß sich Bröger, nach dem sich sein jugendlicher Hyperindividualismus in soziales Umwelterleben gewandelt hat, diesem Programm verbunden fühlt, nimmt nicht wunder und ist außerdem im Zusammenhang mit dem nun zu erörternden dritten Zugang, der uns zugleich einen Einstieg in sein dichterisches Werk geben soll, zu sehen.

Es ist, wie es bei so vielen schöpferischen Zeitgenossen Brögers, das Erlebnis des 1. Weltkriegs. Dieses schlägt sich in Prosastücken, von denen „Bunker 17. Geschichte einer Kameradschaft“ (1929 und öfter) als das erfolgreichste und bedeutendste gelten darf, vor allem aber in drei noch während des Krieges erscheinenden Gedichtbänden „Aus meiner Kriegszeit“ (1915), „Kamerad als wir marschiert“ (1916) und „Soldaten der Erde“ (1918) nieder. Bröger hat damit neben dem dichtenden Kesselschmied Heinrich Lersch (den Julius Bab schlechthin den „Sänger des deutschen Krieges“ genannt hat) den gewichtigsten Beitrag in der schier unübersehbaren Flut deutscher Weltkriegslyrik geleistet. Den Band „Kamerad als wir marschiert“ eröffnet das vielzitierte Gedicht „Bekenntnis“, das bereits 1915 unter dem Phraseonym „Von einem Arbeiter“ im „Simplizissimus“ erschienen ist. Wir zitieren die erste der vier Strophen, die das Thema bereits vollkommen anschlägt:

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,
auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort Deutschland.

Durch die Gegenüberstellung der letzten Strophe des 1914 sehr bekannt gewordenen „Soldatenabschieds“ von Heinrich Lersch soll deutlich werden, wie sich der Gleichklang des patriotischen Gefühls bei Bröger inniger, weniger pathetisch ausspricht:

Nun lebt wohl, Menschen, lebet wohl!
Und wenn wir für euch und unsere Zukunft fallen,
soll als letzter Gruß zu euch hinüberhallen:
Nun lebt wohl, ihr Menschen, lebet wohl!
Ein freier Deutscher kennt kein kalten Müßen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Brögers Kriegslyrik kennt, wie es das Genre nicht anders erwarten läßt, erzählende, szenische, lautmalende Töne – sie kennt kaum den zackigen Hurra-ton des Soldaten. Ihre Themen sind, wie ebenfalls nicht anders zu erwarten, Vaterlandsliebe, Heldenmut und Kameradschaft. Ausbrüche des Hasses – wie sie, auch unter allerchristlichsten Vorzeichen, in der Lyrik des Krieges von 1870/1 noch gang und gäbe waren – fehlen; sie sind in der Weltkriegslyrik von Rang allgemein einer ernsteren sachlicheren, sittlicheren Gestimmtheit gewichen. Besonders wesentlich für Brögers Person und Werk erscheinen uns Aussagen wie die folgenden:

Daß kein Mensch fürder sterbe
durch eines Menschen Hand:
Erkennt ihr darin euer Erbe?
Fühlt ihr euch dem verwandt?
Ein Wunsch für euch, die Spätern,
macht mir die Seele weit:
werdet mir zu den Vätern
einer neuen Zeit.

So endet das den Söhnen des Dichters gewidmete Gedicht „Wunsch in die Zukunft“, das – mit dem die Sammlung eröffnenden „Bekenntnis“ bedeutsam korrespondierend – „Kamerad als wir marschiert“ beschließt. Was sich hier als Wunsch und Auftrag an die Söhne ausspricht, wird ahnungsvoll erträumte Vision „wenn im Gedicht „Die Fahnengasse“ der Morgenwind in die Fahnen fährt „und tief unter allem Leid das Ahnen / einer schöneren Zukunft rauscht“. Zwischen den Polen „Deutschland“ und „schönere Zukunft“ bewegen sich im Innersten Brögers Weltkriegslyrik und Weltkriegserleben, ja sein Gegenwartsverständnis schlechthin.

Wir glaubten, von Herkunft und Jugend, Anschluß an Sozialdemokratie und Jugendbewegung sowie vom Weltkriegserlebnis her besseren Zugang zum Verständnis Karl Brögers zu finden, als mit Hilfe jenes Klischees das mit Brögers Namen gemeinhin verbunden wird. Die Literaturgeschichte, die so gern Etikette verteilt und in Schubladen sortiert, rechnet Bröger zu den „Arbeiterdichtern“ – neben dem bereits genannten Heinrich Lersch, neben dem Arbeitersohn, Tüncher und Bildungsautodidakten Gerrit Engelke und einer Reihe anderer. Versteht man unter „Arbeiterdichtung“, und dies muß man wohl im Prinzip, eine Literatur, in der Angehörige der Arbeiterschaft ihre eigene soziale Welt darstellen, so wird man an mancherlei Orten, zu verschiedenen Zeiten und bei unterschiedlichen Zielsetzungen auf Strömungen stoßen, auf die diese Definition nicht weniger zutrifft als auf jene vor dem 1. Weltkrieg einsetzende Autorengruppe, für die der Begriff im engeren Sinne von Julius Bab geprägt wurde. „Arbeiterdichtung“ existiert heute in der „Gruppe 61“ um Max von der Grün ebenso wie in der DDR im Zeichen des „Bitterfelder Weges“ (dort erst jüngst wieder durch ein „Handbuch für schreibende Arbeiter“ gefördert); ein Gutteil der marxistischen Kampfliteratur der 20er Jahre war „Arbeiterdichtung“.

Am reinsten steht der Arbeiterdichter Bröger, dessen vielschichtiges Werk der Begriff „Arbeiterdichtung“ keineswegs abdeckt, in frühen Gedichten vor uns, in denen sein eigenes proletarisches Schicksal gleichsam noch hinter den Zeilen lebendig ist.

Ungezählte Hände sind bereit,
stützen, heben, tragen unsre Zeit.
Jeder Arm, der seinen Amboß schlägt,
ist ein Atlas, der die Erde trägt.
Was da surrt und schnurrt und klimpert und stampft,
aus den Essen glühend loht und dampft,
Räderrasseln und Maschinenklang
ist der Arbeit mächtiger Gesang.
Tausend Räder müssen sausend gehn,
tausend Spindeln sich im Kreise drehn,

Hämmer dröhnen fallen, Schlag um Schlag,
daß die Welt nur erst bestehen mag.
Tausend Schläfen müssen fiebernd glühn,
abertausend Hirne Funken sprühn,
daß die ewige Flamme sich erhellt,
Licht und Wärme spendend aller Welt.

Dieses „Lied der Arbeit“, vielleicht Brögers bekanntestes Gedicht, findet sich in den „Gedichten“ von 1912. Daß es dort in der Gruppe „Vermischtes“ thematisch einsam und fremd steht, mag die Tatsache bezeugen, daß Bröger seinem Publikum zunächst gar nicht als Dichter der Arbeit vorgestellt wurde. Erst in der Sammlung „Die singende Stadt“ (1913) tritt dieses Element dominierend hervor.

Nicht das subjektive Geschick des Arbeiters, nicht Klage um soziale Not erfüllt das „Lied der Arbeit“. Das Engagement des Dichters zielt auf ein kollektives Selbstbewußtsein ab, das die mit den Händen und die mit den Hirnen Arbeitenden umschließt. Und noch etwas hebt dieses Gedicht unverwechselbar von der bürgerlichen Mitleidsdichtung ab, wie sie mit dem Naturalismus im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts heraufgezogen war: ein geradezu heroisches Gefühl, das die welterzeugende und -erhaltende Kraft der Arbeit als deren Adel feiert.

Es ist für Brögers „Arbeiterdichtertum“ geradezu kennzeichnend, daß es von einem Schriftstellerlexikon der DDR als „Sozialchauvinismus“ abgetan wird. Man möchte diese abwertende Vokabel mit der Feststellung einer gewissen Euphorie sozialer Wunschbilder in Brögers Dichtung verdolmetschen. „Der blühende Hammer“, „eine Legende von der Arbeit und vom Mai“, schließt:

Und den blühenden Hammer, Hand in Hand,
stehn die schaffenden Brüder aus Stadt und Land.
Sie kommen alle, das Wunder zu sehn,
und jubelnd hört man die Kunde gehn:
Jetzt blüht der Hammer in unsrer Hand!
Frei herrscht die Arbeit im freien Land!

Klassenkämpferischer Radikalismus geht Bröger ab, lakonisch pointierte Aggressivität (etwa von der Art in Brechtscher Lyrik) ist ihm fremd. Nicht Agitation, sondern ein (wenn man so will) poetischer Glaube an die Möglichkeit einer Welt ohne Ungerechtigkeit und ohne Krieg führt Bröger die Feder.

Dieselbe Weltfrömmigkeit prägt Brögers zahlreiche Stimmungs-, Natur- und Gedankengedichte, für deren thematisches Ausgreifen Titel wie „Beethoven“, „Hölderlin“, „Faust bespricht die Flamme“ ebenso stehen können, wie „Hymne an einen Baum“, „Legende vom Feuerofen“ oder „Psalm der Gemeinsamkeit“ Brögers Hinwendung zu alten, freien und oft gefühlsträchtigen Gedichtformen dokumentieren. Karl Bröger ist in diesen Gedichten alles andere als ein Neutöner. In seinen bald feinsinnig-neuromantischen, bald hymnischen, gelegentlich an die kosmischen Töne des Frühexpressionismus erinnernden Duktus mängeln sich nur gelegentlich Bildprägungen von expressiver Eindringlichkeit. Insgesamt ist Bröger zwar thematisch (in dem kleinen Teil seines

Werkes, der als „Arbeiterdichtung“ gelten kann), aber nirgends formal in poetisches Neuland vorgestoßen. Bewundernswert genug bleibt freilich das Talent, mit dem sich der junge Bröger aus einem Nichts an häuslicher Kulturpflege heraus und vor dem Hintergrund einer dem Schöngestigten verschlossenen Büro- und Fabrikwelt die traditionellen Formkünste der deutschen Lyrik angeeignet hat.

Als die Machtergreifung 1933 der „Fränkischen Tagespost“ (bis zum Wiederaufleben nach dem Kriege) ein Ende setzt, beginnt für Bröger, nach kurzer Haft im Konzentrationslager Dachau und unter Polizeiaufsicht, der Weg in die innere Emigration. Gewiß: national und sozialistisch sind die innersten Triebfedern seines Wesens, aber doch ganz und gar nicht im Sinne jener Partei, die in ihrem Namen die beiden Begriffe programmatisch verschmolzen hatte. Während seine Gedichte, die mit vielen Motiven – wie Vaterland, Erde, Kameradschaft, Arbeit und Kampf – ins Konzept des 3. Reiches passen, zitiert und rezitiert werden, wendet sich Bröger unverfänglichen Prosathemen zu. Drei Jugendbücher sowie Romane historischen Inhalts sind die Hauptergebnisse dieser letzten Schaffensjahre. Versenkt sich Bröger schon in „Guldenstschuh“ (1934, neu aufgelegt 1948) in das mittelalterliche Leben seiner Vaterstadt, so bietet er die Gesamtgeschichte Nürnbergs romanhaft in seinem Buch „Nürnberg“ (1935, 1943) dar. Mit dem „Ritter Eppelein“, „einer Räuber- und Ritterchronik aus Franken“ erscheint 1942 und als Feldpostausgabe 1944 eine mit Holzschnitten Richard Rothers gezierte Neuausgabe des 1925 veröffentlichten „Buchs von Eppele“. Der Lyriker Bröger verstummt nach 1933, rafft sich aber 1943 noch zu einer Gesamtausgabe seiner Gedichte unter dem Titel „Sturz und Erhebung“ auf.

Als Karl Bröger am 4. Mai 1944 einem Halsleiden erlegen ist, widmet ihm der „Fränkische Kurier“, Nürnbergs angesehenste, in jenen Tagen von Frontberichten, Heldenapplaus und Opferappellen randvolle Tageszeitung, drei Artikel. Nachrufe des Hauptschriftleiters Rudolf Kötter und Max Schneiders trauern mit ehrlichen Worten um den großen Sohn der Stadt, den Sohn, der sich dem Raum seiner Heimat so sichtbar verbunden gezeigt hat. Wie Blasphemie aber empfindet man den Dank, den Landeskulturwalter Bäseler für den „deutschen Sozialisten mit idealistischer Gesinnung“ und „Künder deutschen Wesens“ am Grabe Bröggers inszeniert. Gesang der Hitlerjugend, Ehrengruß der Wehrmacht und der im Auftrag des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda Goebbels niedergelegte Kranz mögen auf die anwesenden Freunde des Toten wie Schmähungen gewirkt haben. Diese Freunde bezeugen Bröggers unverbrüchliche Treue zur Sozialdemokratie und seine Verachtung des Nationalsozialismus. Das Staatsbegräbnis aber ist ein Zeugnis jener absichtsvoll infamen Verkennung, wie sie Schriftstellern in totalitären Regimen immer wieder zuteil werden.

Literatur über Bröger:

1. Muncker Franz: Gedichte eines Fabrikarbeiters. Süddeutsche Monatshefte, 7 Jg., 2. Bd. 1910, S. 373-381.
2. Wießner, Wolfgang: Karl Bröger. Bausteine z. fränkischen Heimtforschung, 1. Jg., 2. Heft 1954, S. 61-64.
3. Oschilewski, Walter G.: Über Karl Bröger. Nürnberg 1961. 16 S. (Mit Werkverzeichnis Bröggers).
4. Bröger, Friedrich: Karl Bröger – Bekenntnis und Leben. Funkmannskript 1966. 20 S.